

Paul Sauer Nachkommen württembergischer Auswanderer: Nadjeshda Allilujewa, Stalins zweite Frau, und ihre Familie

In ihrem Buch *Zwanzig Briefe an einen Freund*, das in den 1960er-Jahren Schlagzeilen in der Weltpresse machte und ein Bestseller wurde, schreibt Swetlana Stalin (Allilujewa), die 1926 geborene Tochter des sowjetischen Diktators Jossif (Josef) Wissarionowitsch Stalin (eigentlich Dschugaschwili) aus dessen zweiter Ehe mit Nadjeshda Allilujewa (1901–1932), ihr Urgroßvater Jewgenij Fedorenko sei mit einer Deutschen verheiratet gewesen. Diese einer schwäbischen Kolonistenfamilie in Georgien entstammende Urgroßmutter Magdalena Eichholz, richtig Aichholz, habe eine Bierschenke betrieben und sich auf das Backen vortrefflicher Kuchen verstanden. Magdalena habe ihrem Mann neun Kinder geboren und diese alle in der evangelisch-lutherischen Konfession erzogen, dem Glaubensbekenntnis ihrer württembergischen Vorfahren. Ihr jüngstes Kind, Olga (1875–1951), floh, noch nicht ganz vierzehn Jahre alt, aus dem wohlhabenden Elternhaus und dem Kreis der zahlreichen Geschwister, um ihren Geliebten, den 20-jährigen Schlosser Sergej Jakowlewitsch Allilujew (1869–1945), zu heiraten.

*Maria Margaretha Aichholz in Wolfsölden –
Lebenstüchtige Frau mit zwei nichtehelichen Kindern*

Dr. Karl Stumpp, der leider schon vor längerer Zeit verstorbene hochverdiente Erforscher der Geschichte der Russlanddeutschen, führt in dem von ihm 1961 herausgegebenen Verzeichnis *Die deutsche Auswanderung nach Rußland 1763–1862* eine Margarethe Aichholz aus Wolfsölden (Gde. Affalterbach, Lkr. Ludwigsburg) auf, die 1817 nach Kaukasien auswanderte. Ihm gelang es auch, mit Hilfe eines 1970 in Westfalen lebenden, aus der Sowjetunion in die Bundesrepublik Deutschland übersiedelten Angehörigen der Familie Aichholz exakt nachzuweisen, dass Magdalena Aichholz verheiratete Fedorenko die Enkelin der Wolfsöldener Auswanderin Margarethe Aichholz war.

Der Stammvater der Familie Aichholz war Mathäus Aichholz. Der aus Necklinsberg bei Oppelsbohm gebürtige Weber heiratete 1725 in Affalterbach Katharina Kißling und ließ sich zunächst in dem Pfarrdorf nieder. Später wurde Wolfsölden der Wohnsitz der Familie. Nach den Affalterbacher Kirchenbüchern wurde Maria Margaretha Aichholz – so

ihr dort dokumentierter vollständiger Name – am 26. Juni 1785 in Wolfsölden als Tochter des Bauern Johannes Aichholz und seiner Ehefrau Christina Rosina (geb. Schäfer) geboren. Die Eltern gehörten offensichtlich zu den wenig bemittelten Familien des kleinen Orts. Die Gemeindeobrigkeit verfügte damals wie auch noch viele Jahre später über die rechtliche Befugnis, armen jungen Leuten die Heiratserlaubnis zu versagen, und sie machte von dieser Befugnis häufig Gebrauch in dem Bestreben, die Zahl der ihr einmal zur Last fallenden sozialschwachen oder gar vermögenslosen Familien so gering wie möglich zu halten. Wenn ich die amtlichen Unterlagen richtig interpretiere, traf auch Maria Margaretha Aichholz dieses harte Los.

Maria Margaretha hatte von dem aus Steinach bei Winnenden stammenden Bauernknecht Daniel Schäfer zwei Kinder: Katharina Barbara (geboren 18. März 1808) und Jakob (geboren 3. Februar 1811). Der Vater der beiden Kinder konnte zu deren Lebensunterhalt wenig beisteuern. Daher hatte die junge Mutter hart zu arbeiten. Indes scheint Maria Margaretha eine an Entbehrungen gewöhnte lebensstüchtige Frau gewesen zu sein, die sich nicht unterkriegen ließ. Da sie in der Heimat für sich und ihre Kinder keine Zukunft sah, schloss sie sich 1817 dem Massenexodus württembergischer Auswanderer an, die ihr Ziel in einer Niederlassung im fernen Zarenreich sahen. Zar Alexander I., der Sohn einer schwäbischen Mutter, der Zarin Maria Feodorowna, einer Schwester König Friedrichs von Württemberg, und der Ehemann einer badischen Prinzessin, war an deutschen Kolonisten sehr interessiert und machte ihnen verlockende Angebote.

Möglicherweise hatte Maria Margaretha Aichholz auch Verbindung zu der pietistischen Separatistengruppe und ihrem geistlichen Wortführer Georg Friedrich Fuchs in dem eine Stunde von Wolfsölden entfernten Schwaikheim. Diese von endzeitlichen Vorstellungen beherrschte Gruppe war wie andere religiöse Eiferer im Land davon überzeugt, dass die Wiederkunft Christi nahe bevorstehe und dass sie im Heiligen Land, dem damals einen Bestandteil des Osmanischen Reichs bildenden Palästina, erfolgen werde. Sie stützten sich dabei auf die prophetischen Bücher der Bibel und auf die «Berechnungen» führender württembergischer Theologen wie



Landschaft in Süd-Georgien an der Grenze zu Armenien.

Johann Albrecht Bengel (1687–1752). Durch die Auswanderung in den südöstlichen Teil des russischen Reichs, nach Transkaukasien, wollten sie dem Welt-erlöser bei dessen Wiederkunft möglichst nahe sein.

*1817 Auswanderung über Odessa nach Tiflis –
In Elisabethtal harter Winter in Erdhütten*

Maria Margaretha Aichholz dürfte – wie ein Großteil der anderen von chiliastischen Erwartungen erfüllten Auswanderer aus Württemberg – in Ulm eine der legendären Ulmer Schachteln bestiegen haben, auf denen diese nach vielwöchiger beschwerlicher und entbehrungsreicher Fahrt auf der Donau die Mündung des Stromes in das Schwarze Meer erreichten. Nahe Ismail, der am nördlichen Mündungsarm der Donau gelegenen ersten russischen Stadt, mussten sie eine knapp zweimonatige Quarantäne über sich ergehen lassen. In Odessa und Umgebung, größtenteils bei dort bereits ansässigen deutschen Kolonisten, wurden den durch Todesfälle auf die Hälfte ihrer ursprünglichen Zahl geschrumpften Auswanderern Winterquartiere angewiesen.

Im Frühjahr 1818 ging es dann auf dem Landweg unter militärischem Schutz weiter nach Georgien. Es waren insgesamt 400 Auswandererfamilien, die in Richtung Südosten aufbrachen. Ihnen schlossen sich noch 100 vom chiliastischen Fieber angesteckte Familien aus dem Kreis der deutschen Siedler der Odessaer Gegend an. Aus den 500 Familien wurden zehn Abteilungen oder Kolonnen gebildet. Die einzelnen Kolonnen hatten beim Antritt des Trecks einen zeitlichen Abstand von jeweils einigen Tagen einzuhalten. Russische Regierungskommissäre und Dolmetscher begleiteten sie.

Die strapaziöse Reise, die wiederum zahlreiche Opfer forderte, zog sich Monate hin. Erst im September/Oktober 1818 erreichten die Kolonnen Tiflis.

Dort war bereits im Vorjahr die aus 174 Personen bestehende Schwaikheimer Gruppe unter Führung von Georg Friedrich Fuchs angelangt. Sie hatte im Frühling 1817 35 Werst¹ östlich von Tiflis die erste deutsche Kolonie gegründet. Dieser wurde zu Ehren der Mutter von Zar Alexander I., der Kaiserinmutter Maria Feodorowna, der Name Marienfeld beigelegt.

Maria Margaretha Aichholz gehörte der 65 Familien zählenden ersten Kolonne an, die im Herbst 1818 in Georgien eintraf. Dieser Auswanderergruppe wiesen die russischen Behörden Siedlungsland in dem 25 Werst westlich von Tiflis gelegenen Tal des Flüsschens Assuret an. Den ersten Winter mussten die Kolonisten in Behelfsunterkünften, so in Zelten, überdachten Wagen und provisorischen Erdhütten, überstehen, die nur unzureichend Schutz gegen die Unbilden der Witterung boten. Erst im Frühjahr 1819 konnten sie mit dem Bau von Steinhäusern und der Urbarmachung des Landes beginnen. Bis sie wirtschaftlich einigermaßen Fuß gefasst hatten, hielten sie sich mit den Unterstützungsgeldern der Regierung über Wasser. Dennoch war die Not anfänglich so groß, dass sich ein Teil der Kolonisten zum Betteln gezwungen sah. Glücklicherweise verschwand der Almosen heischende deutsche Einwanderer jedoch rasch wieder aus dem Straßenbild der georgischen Städte und Dörfer, soweit er dort überhaupt wahrgenommen worden war. In harter Arbeit schufen die Kolonisten die Voraussetzungen für das Aufblühen ihrer Niederlassungen.

Die Kolonne, mit der Maria Margaretha Aichholz nach Georgien kam, gab ihrem Dorf den Namen Elisabethtal. Heute heißt der Ort, der baulich seinen Charakter als deutsches Kolonistendorf bewahrt hat, Assureti. Die anderen Kolonnen, deren Kopffzahl stark schwankte, gründeten im Umkreis von Tiflis die Siedlungen Katharinenfeld, Annenfeld, Heleendorf, Alexanderdorf, Petersdorf sowie die Handwerkerkolonie Neu-Tiflis.

Der Katharinenfelder Siedler Eberle berichtete seinen Verwandten in der württembergischen Heimat über das erste Jahr in Transkaukasien: *Angekommen auf einem kahlen Land, der Winter vor der Tür, kein Obdach, kein Brot, fünf Pferde und dazu kein Stall und kein Futter!*

Ach, da wurde das Gottvertrauen geprüft! Als die Kolonie ausgemessen und die Hausplätze verlost waren, machten wir uns an die Arbeit. Ich und ein anderer junger Mann bauten eine Erdhütte und einen Backofen darin, wo wir den Winter über waren und bequem zu wohnen hatten. Frucht [Getreide] zu Brot konnten wir von den Tataren kaufen, Holz durften wir im nahen Walde holen, so viel wir wollten, aber die armen Pferde mußten den Winter über Tag und Nacht ohne Hirten auf der Steppe umher nach Futter suchen. Viele von uns wohnten während des Winters in Hütten, die von umgebogenen Rohrstäben gemacht und mit einem Filzteppich bedeckt waren, wo es wegen des Rauchs nicht angenehm zu wohnen war.

So wurde endlich das Gemeindewesen geordnet und eine große Hütte zum Gottesdienst und zur Schule aufgerichtet. Geistliches und weltliches Regiment war schon im Anfang gewählt und von der hohen Regierung bestätigt worden. Der ersehnte Frühling kam; es wurde aller Orten gesät und gepflanzt, auch Weingärten wurden angelegt. Alles wuchs in herrlicher Pracht und üppiger Fülle heran, aber kaum hatte der Sommer begonnen, so brachen schon Krankheiten hervor, und bis in den August traf man nur hie und da einen, der noch gehen konnte. Gesund war niemand mehr. Die Sterbefälle wurden immer häufiger, so dass wir wohl einsahen, dass wir an dieser Stelle nicht bleiben konnten.²

Insgesamt starben in Alt-Katharinenfeld 1819 256 Menschen an Krankheiten und Seuchen. Die einheimische Bevölkerung hatte die Württemberger gewarnt. Das Land, so hatte sie geäußert, sei zwar fruchtbar, aber feucht und ungesund. Es eigne sich deshalb nicht für eine Ansiedlung. Die Kolonie

musste verlegt werden. Die Regierung wies den Überlebenden Land 60 Werst westlich von Tiflis in der Nähe des Georgsbergs, eines armenischen und griechischen Wallfahrtsorts, an. Dort in [Neu-]Katharinenfeld fassten die württembergischen Zuwanderer rasch Fuß. Wie die anderen Siedlungen gelangte auch Katharinenfeld nach Jahren harter, entbehrungsreicher Aufbauarbeit zu Wohlstand.

Schwäbische Einwanderer schaffen Mustersiedlungen – Reges geistliches Leben mit Kirchenkonventen

Die schwäbischen Kolonistendörfer wurden nach einem exakten Plan angelegt. Dieser sah eine Hauptstraße vor, an der sich zu beiden Seiten die einzelnen Familien großzügig bemessenen Grundstücke aneinander reihten. Die Grundstücke boten hinreichend Platz für die um einen Innenhof sich gruppierenden Wohnhäuser, Stallungen, Scheunen, Back- und Waschküchen, ebenso für Obst- und Gemüsegärten. Steine sowie Bauholz für die Erstellung der Wohn- und Wirtschaftsgebäude standen reichlich zur Verfügung. Auch an Brennholz für Koch- und Heizzwecke herrschte kein Mangel.

Zunächst errichteten die Kolonisten einfache eingeschossige, weiß getünchte Steinhäuser. Mit wachsendem Wohlstand ersetzten sie diese durch zweigeschossige Gehöfte. Die Obergeschosse verzierten sie mit umlaufenden, hübsch verzierten Holzbalkonen. Breite Hofeinfahrten zwischen den Wohnhäusern und den Scheunen erleichterten den Verkehr mit Pferdefuhrwerken. Die Dächer waren mit einer doppelten Lage von Ziegeln, den so genannten Biberchwänzen, gedeckt. Die die Straße säumenden Bäume, meist Pappeln, boten Schutz vor der Sommerhitze. Das Ortszentrum war öffentlichen Gebäuden vorbehalten: Bethaus bzw. Kirche, Schul- und Rathaus (Schulzenamt). Diese Gebäude erstellten die Kolonisten in Gemeinschaftsarbeit. Die Erwar-

Aus dem Steinlachtal in die Welt - Portraits aus 2 Jahrhunderten:



Mehr als 12 Mio. Menschen gingen zwischen 1830 und 1974 an Bord von Auswandererschiffen, meist in Richtung Amerika. Warum haben die Migranten der Vergangenheit ihrer Heimat den Rücken gekehrt? Wie ist es ihnen ergangen in der Fremde? Neben Portraits von Auswanderern aus dem Steinlachtal bietet ein ausführlicher Recherche teil Tipps, Links und Hintergrundwissen – eine Fundgrube für Familienforscher, an Geschichte Interessierte und für Journalisten auf der Suche nach spannenden Geschichten.

Liane von Droste: **Lebenswege von Auswanderern**
2008, 187 Seiten, €[D] 19,90/Sfr 35,90; ISBN 978-3-89308-403-6

Dischingerweg 5 · 72070 Tübingen · Fax (07071) 979711 · www.attempto-verlag.de

Attempto
VERLAG



Die ehemalige Kirche im Kolonistendorf Elisabeththal.

Unten rechts: Die Gartenstraße im ehemaligen Katharinensfeld. Die Kolonistenhäuser stehen mit dem Giebel zur Straße.

tung der Zaren Alexander I. und Nikolaus I. sowie der russischen Regierung, dass von den schwäbischen Einwanderern Mustersiedlungen geschaffen würden, wurde nicht enttäuscht.

Die Schilderung, die der Orientreisende und Forscher Karl Koch Mitte des 19. Jahrhunderts über Helenendorf gab, dürfte in ähnlicher Weise auch auf die Verhältnisse in den anderen württembergischen Kolonistendörfern in Georgien zutreffen: *Alle Häuser bestehen nur aus dem Erdgeschoß und stehen mit dem Giebel der Straße zu gebaut. Je nach der Größe oder dem Reichtum der Familie sind ein oder mehrere Zimmer, die wie die üblichen Räumlichkeiten eine schwäbische Einrichtung besitzen, vorhanden. Der große, ungeschickte Lehmofen darf ebensowenig fehlen als das breite zweischläfrige Himmelbett. Um den großen und stets blank gescheuerten Tisch, der in Schwaben aus Pappel- oder Linden-, hier hingegen aus Platanenholz angefertigt und gewöhnlich in einer der Türe gegenüber sich befindlichen Ecke aufgestellt ist, ziehen sich auf den beiden Wandseiten hölzerne Bänke dahin. Über ihnen sind Schiebfenster vorhanden, durch die man sich mit der Straße in Verbindung setzen kann. Über der Türe ist ein Gesims angebracht, um allerhand Geräte darauf zu stellen. Auch die große, bunt gemalte Lade mit dem selbst gesponnenen Linnen und der sonstigen weißen Wäsche sah ich allenthalben in den Wohnzimmern. Innerhalb des verhältnismäßig kleinen Hofes stehen die anderen Räume für die Gerätschaften und für das Getreide; aus ihm gelangt man*

*nach hinten in den weitläufigen Garten, in dem vorzüglich (vor allem) Gemüse und Wein gezogen werden.*³

Während der ersten Jahrzehnte, in denen durch großen Fleiß, durch beispielhaftes Engagement in Landwirtschaft und Gewerbe Mangel und Not nach und nach überwunden werden konnten und in den Kolonistendörfern ein bescheidener Wohlstand einkehrte, bestimmte den Lebensalltag der schwäbischen Siedler noch immer eine starke Endzeiterwartung. Die Menschen, die aus Glaubensgründen ihre Heimat verlassen hatten, waren weiterhin davon überzeugt, dass die Wiederkunft Christi unmittelbar bevorstehe. Der große württembergische Theologe Johann Albrecht Bengel hatte bei seinen intensiven Bibelstudien als Jahr der Wiederkunft des Welterlösers 1836 errechnet. Indes blieb der so sehr herbeigesehnte Gottessohn aus. Seine Wiederkunft verzögerte sich. Dies focht jedoch die streng gläubigen chiliastischen Pietisten keineswegs an. Sie stützten sich auf das Bibelwort, nach dem der Herr wiederkommen werde wie ein Dieb in der Nacht, und sie richteten ihren Alltag entsprechend ein.

Das geistliche Leben blieb sehr rege. Die Kirche stand im Mittelpunkt. Die Gemeinden brachten für ihre Gotteshäuser beträchtliche Opfer. Erwachsene wie Kinder hatten sich in ihrem alltäglichen Verhalten an enge und strenge sittlich-moralische Regeln zu halten. Jede Art von Lustbarkeit, wie eitle Vergnügungssucht und weltliche Zerstreungen, ebenso Kleiderluxus sowie *üppige Gastereien* und Trinkgelage waren untersagt. Der arbeitsfreie Sonntag hatte der Heiligung, der inneren Einkehr, zu dienen. Der aus der württembergischen Heimat übernommene Kirchenkonvent, der aus dem Ortsgeistlichen, den Kirchenältesten, dem Schultheißen (Schulzen) und den Beisitzern des Dorfgerichts bestand, hatte über das Gott wohlgefällige Leben der Gemeindeglieder zu wachen und Verstöße dagegen unnachsichtig zu ahnden.

Dass sich in den schwäbischen Siedlungen in Georgien die evangelisch-lutherische Kirche durchsetzte, war hauptsächlich Basler Missionaren zu verdanken, deren Hauptwirksamkeit, die Missionierung unter der islamischen und der armenischen Bevölkerung, Ende der 1820er-Jahre von der russischen Regierung verboten wurde. Die evangelischen Geistlichen, die meist aus den russischen Ostseeländern – Absolventen der Universität Dorpat – und aus Deutschland kamen, trugen entscheidend dazu bei, dass die evangelisch-lutherische Kirche das Zentrum des geistlichen Gemeinschaftslebens in den Siedlungen bildete. Schwärmerische chiliastische Gruppierungen gab es weiterhin, doch ihr Einfluss auf die Siedler schwand im Lauf der Zeit mehr und mehr.

Maria Margaretha Aichholz, eine an harte körperliche Arbeit gewöhnte Frau, hatte zweifellos Anteil am Aufbau von Elisabeththal. Ob bzw. wie ihre beiden Kinder den beinahe anderthalb Jahre währenden Treck teils auf dem Wasserweg, teils auf dem Landweg von Wolfsölden bis nach Transkaukasien durchstanden, wissen wir nicht. Jedenfalls kam der siebenjährige Jakob wohlbehalten dort an. Hingegen lässt sich nicht klären, ob dies auch bei seiner drei Jahre älteren Schwester Katharina Barbara der Fall war. In den Affalterbacher Kirchenbüchern sind als Todesjahre für Maria Margaretha Aichholz 1845 festgehalten, für Jakob 1869. Es bestanden danach noch lange briefliche Kontakte zwischen den Wolfsöldener Auswanderern und ihren in der Heimat zurückgebliebenen nahen Verwandten und Freunden.

Olga und Sergej geben als Bolschewiken Stalin in St. Petersburg Unterschlupf und Rückhalt

Jakob Aichholz nun wurde der Ururgroßvater von Swetlana Stalin. Seine Tochter Magdalena heiratete, wie bereits erwähnt, den Russen Jewgenij Fedorenko und deren jüngste Tochter Olga nach 1889 den Schlosser Sergej Jakowlewitsch Allilujew.

Sergej Allilujew entstammte einer im Gouvernement Woronesch ansässigen Bauernfamilie. Er kam schon in jungen Jahren nach Georgien, wo er in den transkaukasischen Eisenbahnwerkstätten Arbeit fand. Georgien wuchs ihm ans Herz. Der technisch hoch begabte Handwerker wechselte seinen Wohnsitz zwischen Tiflis, Baku und Batum. Bereits 1898 schloss er sich der Sozialdemokratischen Partei Russlands an und wurde deren engagiertes Mitglied. Eine Parteikarriere strebte er aber nicht an. 1900 stand er mit Michael Kalinin, dem nachmaligen

Präsidenten der Sowjetunion, und einigen anderen politisch erfahrenen Eisenbahnern in Tiflis an der Spitze streikender Eisenbahnarbeiter. Auch Josef Wissarionowitsch Stalin, der wegen sozialistischer Umtriebe die Ausbildung in einem griechisch-orthodoxen Priesterseminar hatte abbrechen müssen, war führend an dem Streik beteiligt.

Olga, die junge Frau Sergej Allilujews, teilte die sozialistische Gesinnung ihres Mannes. Sie gebar ihm vier Kinder, zwei Jungen und zwei Mädchen. Seit Kindertagen war sie in der deutschen wie in der georgischen Sprache gleichermaßen zu Hause. Russisch lernte sie erst später, und sie sprach es mit georgischem Akzent. Zeitlebens liebte sie deutsche Redewendungen wie «Jesus Maria» oder «Mein Gott», die ihr auch im Russischen leicht über die Lippen kamen. Für ihr alltägliches Leben gab ihr ein undogmatischer christlicher Glaube Kraft. Nach 1900 übersiedelte die Familie nach St. Petersburg, dem Machtzentrum des Zarenreichs. Sergej und Olga leisteten dort den im Untergrund agierenden Führern der sozialistischen Bewegung wichtige Dienste. Sergej selbst hatte bei der St. Petersburger Gesellschaft für Elektrische Beleuchtung eine Anstellung erlangt. Wie auch seine Frau legte er Wert auf eine gute Schulausbildung seiner Kinder. Obwohl mit irdischen Gütern keineswegs gesegnet, ermöglichten sie ihnen den Besuch des Gymnasiums.

1903 spaltete sich die russische Sozialdemokratie in die gemäßigte Gruppierung der Menschewiki und in den radikalen Flügel der Bolschewiki, der den revolutionären Umsturz des russischen Staates auf seine Fahnen geschrieben hatte. Dass Stalin einen führenden Part bei den Bolschewiki, den Bolschewiken, übernahm, lag auf der Hand. Doch auch Sergej Allilujew und seine Frau Olga entschieden sich für die radikale Gruppierung der russischen Sozialisten. Stalin fand bei ihnen stets Unterstützung, ja einen freundschaftlichen Rückhalt: für den zum Äußersten entschlossenen Vorkämpfer der Bolschewiken, wie sich zeigen sollte, ein unschätzbare Vorteil. Seine subversive Tätigkeit trug Stalin nämlich wiederholt harte Strafen ein, so die Verbannung in entfernte Regionen des Zarenreichs, zuletzt 1914 bis 1917 in das sibirische Dorf Kureika am Unterlauf des Jenisej. Ohne die Hilfe von Gesinnungsgenossen, insbesondere die der Eheleute Allilujew, hätte er diese schwerlich durchgestanden.

Ende 1909 nach der Genesung von einer schweren Typhuserkrankung in das Dorf Solwytshegodsk in der Provinz Wologda noch im europäischen Russland verbracht und dort für zwei Jahre unter Polizeiaufsicht gestellt, entfloh er aus seinem Verbannungsort schon nach vier Monaten. Sergej und Olga



verbargen den Flüchtling in ihrer St. Petersburger Wohnung, unterstützten ihn und brachten ihn in Verbindung mit der geheimen Parteiorganisation der Bolschewiken in der Residenzstadt des Zaren. Diese Untergrundorganisation stattete ihn mit einem falschen Pass aus, der es ihm ermöglichte, nach Baku zu reisen und dort seine illegale politische Tätigkeit wieder aufzunehmen. Allein die Geheimpolizei des Zaren, die Ochrana, kam ihm bald wieder auf die Spur.

Die Verbannung ins sibirische Kureika 1914 bis 1917 empfand er als kaum erträglich. Er versuchte, sich schriftstellerisch zu betätigen. Seine Studien schickte er über den Parteifreund Sergej Allilujew in St. Petersburg an Lenin. Doch sie gingen, soweit bekannt, unterwegs verloren, erreichten also die führenden Köpfe der Bolschewiken nicht. Der Krieg, in dem sich Olga Allilujew, die Urenkelin der Maria Margaretha Aichholz, als Krankenschwester betätigte, und das vereinsamte Dahinleben am Jenisej, das ihn beherrschende Gefühl der Verlassenheit setzten Stalin schlimm zu. Er sah sich auch politisch auf verlorenem Posten. Ein Glück, dass das Ehepaar Allilujew mit ihm in Kontakt blieb, ihn mit Büchern, Bedarfsgegenständen und anderem versorgte. In dem einzigen Privatbrief nichtpolitischen Inhalts, der von ihm bekannt ist, gab Stalin Olga Allilujewa, seiner späteren Schwiegermutter, Einblick in seine düstere Gemütsverfassung. Er dankte zunächst ihr und ihrem Mann für die Pakete, die sie ihm hatten



Nadjeshda Allilujewa Stalin, eine Nachfahrin schwäbischer Auswanderer nach Georgien, die zweite Ehefrau von Josef Stalin. Neben ihr ihre gemeinsame Tochter Svetlana Allilujewa.

zukommen lassen. Doch bat er, kein Geld mehr für ihn auszugeben. Sie bräuchten es nötiger als er. Hingegen ersuchte er sie um einen anderen, einen ungewöhnlichen Freundschaftsdienst. In dem Ort am Jenisej, in dem er leben müsse, klagte er, biete die Natur in ihrer trostlosen Eintönigkeit dem Auge außer der schneebedeckten Endlosigkeit der gefrorenen Tundra absolut nichts. Sie sollten ihm deshalb bitte bunte Ansichtspostkarten schicken. *In diesem fluchwürdigen Lande, schrieb er, befällt mich ein trauriges Heimweh nach einem Stück Natur und sei es auch nur auf dem Papier.*

Stalin heiratet die junge Genossin Nadjeshda – Nach ihrem Freitod bietet er seinen Rücktritt an

Nach dem Ausbruch der Februarrevolution 1917 verließ Stalin seinen sibirischen Verbannungsort und reiste eilends nach St. Petersburg, um dort eine führende Rolle beim Kampf der Bolschewiken um die Macht zu beanspruchen. Seine Bindung an die Familie Allilujew wurde noch enger. Als im Juli 1917 ein erster gewaltsamer Versuch der Bolschewiken gescheitert war, die Oberhand über die gemäßigten politischen Kräfte zu gewinnen, bot die Wohnung der Allilujews Lenin vorübergehend ein Versteck. Zudem übernahm die Familie die Funktion, Briefe der Führer der Bolschewiken, die Kuriere bei ihr abliefern, weiterzuleiten. Stalin, der den Auftrag hatte, die Verbindung zwischen Lenin und dem Zentralkomitee der Partei sicherzustellen, hielt sich zeitweise gleichfalls bei den Allilujews auf. Hierbei lernte er die ganze Familie näher kennen, so auch die 16-jährige Tochter Nadjeshda, damals bereits eine überzeugte Kommunistin.

Im November, nach damaliger russischer Zeitrechnung im Oktober 1917, gelang es den Bolschewiken in der so genannten Oktoberrevolution gewissermaßen im zweiten Anlauf, die Regierungsgewalt im russischen Staat an sich zu reißen. Allein, die Gegenkräfte formierten sich. Ein dreijähriger blutiger Bürgerkrieg folgte, in dem die Bolschewiken schließlich den Sieg erlangten. In der Führungsriege der Kommunistischen Partei Russlands, bald der Sowjetunion, nahm nunmehr Stalin einen gewichtigen Platz ein. Dieser ermöglichte es ihm nach dem Tod Lenins im Januar 1924, sich nach und nach aller seiner politischen Konkurrenten zu entledigen und Ende der 1920er-Jahre zum allgewaltigen Diktator aufzusteigen.

Seine erste Frau Jekaterina Swanidse, die Schwester eines Schulfreundes am Tifliser Priesterseminar, war bereits 1905 gestorben. Danach hatte der vorwiegend im Untergrund agierende oder als Sträfling

in der Verbannung lebende Revolutionär eine Bindung an eine Frau gescheut. Erst nachdem sich mit der Oktoberrevolution 1917 seine persönliche Situation grundlegend verändert hatte, entschloss er sich zu einer zweiten Ehe. Seine Wahl fiel, wie schon erwähnt, auf Nadjeshda Allilujewa. Die 1901 geborene Tochter des befreundeten Ehepaars Olga und Sergej Allilujew, dem er so viel zu verdanken hatte, war nach dem Sieg der Bolschewiken die Sekretärin Lenins geworden, und dieser hatte sie 1919 nach Zarizyn, dem späteren Stalingrad und heutigen Wolgograd geschickt, wo Stalin gegen antirevolutionäre Kräfte kämpfte. Stalin fand Gefallen an der fast 22 Jahre jüngeren Genossin, und diese erwiderte seine Zuneigung.

Die beiden heirateten und bezogen nach der Beendigung des Bürgerkriegs eine Wohnung im Kreml, in der sich die junge Frau allerdings nie heimisch fühlte. 1921 schenkte Nadjeshda dem Sohn Wassilij und 1926 der Tochter Swetlana das Leben. Wassilij und Swetlana verbrachten den größten Teil ihrer wohlbehüteten und umsorgten Kinderjahre in einer Datscha in Subalowo nahe Shukowka. Kinderfrauen betreuten sie. In der Datscha ging es recht herrschaftlich zu. Nadjeshda widmete ihren Kindern viel Zeit. Sie legte Wert auf eine strenge Erziehung. Hingegen hatte der viel beschäftigte Vater wenig Zeit für seine Familie. Swetlana war übrigens schon früh sein Liebling, und sie blieb es. Er nahm sie gerne auf den Arm, liebte sie und spielte mit ihr. Nadjeshda, in der Erinnerung ihrer Tochter eine sehr schöne Frau, war bemüht, sich intensiv weiterzubilden. Sie besuchte zeitweise die Technische Hochschule in Moskau. Freude bereitete ihr die Musik. Außerdem fotografierte sie gerne. Nebenbei lernte sie auch Französisch.

Wie ihre Eltern, die übrigens gegen ihre Ehe mit Stalin von Anfang an starke Vorbehalte gehabt hat-

ten, besaß sie eine idealistische sozialistische Einstellung. Sie erhoffte sich von der neuen Sowjetunion eine grundlegende Verbesserung der Lebensverhältnisse der Menschen. Der harte politische Kurs ihres Mannes, dem sie zunächst uneingeschränkt vertraute, enttäuschte sie. Sie war tief beunruhigt über die «Revolution von oben», die Zwangskollektivierung der Landwirtschaft und die forcierte Industrialisierung, die beide mit äußerster Brutalität durchgeführt wurden, sowie über die Hungerkatastrophe, der Millionen Menschen zum Opfer fielen. Es kam zu erbitterten Auseinandersetzungen zwischen den Ehegatten. Stalin war aufs Äußerste gereizt. Nadjeshda musste sich entwürdigende Grobheiten und schlimme Demütigungen gefallen lassen. Ihre Schwester sprach später davon, sie habe sich an Stalins Seite wie eine Märtyrerin gefühlt und habe daher ernsthaft erwogen, sich von ihrem Mann zu trennen. Nach Aussagen der Kinderfrau von Swetlana und Wassilij war sie seit längerer Zeit sehr niedergeschlagen und traurig, andererseits leicht erregbar. Einer Freundin gegenüber äußerte sie, nichts mache ihr mehr Freude, auch nicht ihre Kinder, sie sei lebensüberdrüssig, habe alles satt.

Zum Eklat kam es bei einer Feier am 8. November 1932 anlässlich des 15. Jahrestags der Oktoberrevolution bei Kliment Jefremowitsch Woroschilow, dem nachmaligen Sowjetmarschall und Präsidenten des Obersten Sowjets, und in Anwesenheit weiterer Mitglieder des Politbüros. Während eines Gesprächs über politische Fragen äußerte Nadjeshda ihre Empörung über die Missstände in Russland. Stalin verlor die Nerven. Er beschimpfte und demütigte seine Frau auf übelste Weise. Nadjeshda verließ das Haus von Woroschilow, ging verstört in ihre eigene Wohnung und erschoss sich in ihrem Schlafzimmer mit einer kleinen Walther-Pistole, die ihr ihr Bruder Pawel Sergejewitsch Allilujew, in der Familie Onkel



SCHWARZWALD®
Hier geht's um Dich!

Busse und Bahnen im Schwarzwald – gratis!

Wenn Sie bei uns übernachten, können Sie Busse und Bahnen, auch für längere Strecken, kostenfrei im Schwarzwald nutzen.

Weitere Informationen und Bedingungen unter: www.KONUS-schwarzwald.info oder bei unserer Tourist-Information.



Die KONUS-Gästekarte als Freifahrtschein



Eintritt frei!
150 Attraktionen –
1 Sparpreis

SCHWARZWALD®

Die SchwarzwaldCard

Innerhalb eines Jahres gültig!

Freier Eintritt oder freie Fahrt bei:

- Museen • Erlebnis-, Spaß- und Thermalbädern • Freizeit- und Naturerlebnisparks
- Skiliften (inkl. Tagespass beim Liftverbund Feldberg und im Winter bei der Belchen Seilbahn) • Eislaufhallen • Bergbahnen
- Schifffahrtunternehmen
- und vielen anderen Attraktionen.

Egal, ob allein, in der Gruppe oder Familie:
Sie sparen bis zu 60 EURO und mehr!

Weitere Informationen zur **SchwarzwaldCard:**
Schwarzwald Tourismus GmbH
0 18 05 / 66 12 24 (14 Ct./min)
www.schwarzwaldcard.info

Die SchwarzwaldCard ist in vielen örtlichen Tourist-Informationen sowie in fast allen teilnehmenden Attraktionen erhältlich.



Frische Blumen am Grab von Nadjeshda Allilujewa Stalin.

Pawluscha genannt, in Berlin besorgt hatte. Das Entsetzen war groß, als man am nächsten Morgen die blutüberströmte Tote fand. Der Brief, den Nadjeshda hinterließ, war voller Anklagen und Vorwürfen. Indes war es kein persönlicher Brief, sondern eine Art politische Abrechnung mit der sowjetischen Führung, die das schreckliche Debakel des Landes, den Tod unzähliger Menschen, verschuldet hatte.

Das Personal, das Nadjeshda sehr geschätzt hatte, war erschüttert. Selbst Stalin war tief getroffen. Dies hatte er nicht gewollt. Er bot seinen Rücktritt an – das einzige Mal in seinem Leben, dass er dies ernsthaft tat. Der Rücktritt wurde natürlich vom Politbüro nicht angenommen. Indes erlangte er rasch seine Fassung zurück. Aus Wut darüber, dass ihm seine Frau diesen Schimpf angetan hatte, stieß er bei der offiziellen Trauerfeier, als er vor den Sarg trat, diesen nach einem Augenblick der Stille voll Ingrimm mit den Händen von sich. An der Beerdigung Nadjeshdas selbst nahm er nicht teil.

*Sohn Wassilijs Karriere endet im Alkohol –
Tochter Swetlana bittet 1967 in den USA um Asyl*

Der Selbstmord der Frau des sowjetischen Diktators wurde der Öffentlichkeit verheimlicht. Die gleichgeschaltete sowjetische Presse berichtete von dem plötzlichen und allzu frühen Tod von Nadjeshda Stalin. Ihren Kindern wurde gesagt, sie sei an einer

Bauchfellentzündung als Folge einer akuten Blinddarmentzündung gestorben. Swetlana erfuhr die wahre Todesursache ihrer Mutter erst im Alter von 16 Jahren aus der englischsprachigen Presse.

Sergej Allilujew und seine Frau Olga traf der Tod der Tochter hart. Sergej, der Vater, kam über ihn nie hinweg. Er veränderte sich, wurde verschlossen und äußerst wortkarg. Seinen Enkeln gegenüber aber verhielt er sich noch zärtlicher und liebevoller. Wie schon zuvor reparierte er in der Datscha alles, was zu reparieren war, half, wo er helfen konnte.

Wassilij und Swetlana wuchsen auch nach dem Tod ihrer Mutter in einer wohlbehüteten, abgeschirmten Umgebung auf. Sie genossen sämtliche Vorzüge von Prominentenkindern. Swetlana blieb der Liebling ihres Vaters, der sich allerdings nur recht wenig um sie kümmerte. Wassilij machte im Zweiten Weltkrieg als Fliegeroffizier Karriere. Er avancierte innerhalb von vier Jahren vom Hauptmann zum Generalleutnant. Später verfiel er dem Alkohol und starb bereits im Alter von 41 Jahren. Swetlana, die nach ihrem Bestseller *Zwanzig Briefe an einen Freund* in den 1960er-Jahren und mit ihrem 1970 erschienenen Buch *Das erste Jahr* weltweit Aufsehen erregte, war Zeugin des grausamen Sterbens ihres Vaters nach einem Schlaganfall Anfang März 1953. Ebenso hilflos wie die beigezogenen Ärzte und die engsten Vertrauten des Diktators erlebte sie den drei Tage währenden schrecklichen Todeskampf des damals mächtigsten Mannes der Welt. *Die Agonie war entsetzlich*, schrieb sie später.

Ihr Leben änderte sich nach dem Tod des Vaters zunächst wenig. Sie blieb eine Privilegierte, genoss weiterhin alle denkbaren materiellen Vorteile. Indes wurde sie mehr und mehr eine Gehetzte, verlor zunehmend den Boden unter den Füßen, die Heimat wurde für sie zur ungastlichen Fremde.

Bereits zu Lebzeiten ihres Vaters war sie zweimal, jeweils drei Jahre, verheiratet gewesen. Aus jeder dieser Ehen hatte sie ein Kind: Jossif (geboren 1945) und Katja (geboren 1950). 1962 ließ sie sich taufen und wurde Mitglied der Russisch-orthodoxen Kirche. 1966 reiste sie nach Indien, in ihrem Gepäck die Asche ihres verstorbenen indischen Geliebten, den zu heiraten ihr das Politbüro untersagt hatte und dessen sterbliche Überreste sie in seinem Heimatdorf nun beisetzen wollte. Sie kehrte jedoch nicht in die Sowjetunion zurück, sondern bat 1967 die USA um politisches Asyl.

1970 heiratete sie in der Wüste von Arizona den Architekten Wesley William Peters, den Gründer einer Kommune, die ein naturnahes Gemeinschaftsleben praktizierte. Doch die Ehe, der die Tochter Olga entspross, hielt kaum zwei Jahre. Zurückgezogen

gen, sich der Erziehung des Töchterchens widmend, lebte sie zehn Jahre mehr oder weniger incognito in den USA. Als sie jedoch 1982 eine Reporterin der «New York Times» in einem Supermarkt entdeckt hatte, sie sich von Journalisten, Geschäftsleuten und Verlegern immer stärker bedrängt und in ihrer Privatsphäre verletzt sah, kehrte sie 1984 in die russische Heimat zurück. Die Sowjetführer nahmen sie in allen Ehren bei sich auf. Sie bekam die sowjetische Staatsangehörigkeit und alle ihre früheren Privilegien wieder zuerkannt.

Indes hielt sie es in der ihr fremd gewordenen Heimat nicht mehr aus. Bereits 18 Monate nach ihrer Rückkehr in die UdSSR war sie wieder in den USA. Dort aber hatten die Medien das Interesse an der Tochter Stalins verloren. Als mittellose alte Frau – die finanziellen Erlöse aus den Büchern, die sie zwischen 1968 und 1991 veröffentlichte, hatte sie für karitative Zwecke gespendet – irrte Swetlana, die sich nunmehr Lana Peters (nach ihrem dritten Mann) nannte, von unbezähmbarer Unruhe umgetrieben und inzwischen zur römisch-katholischen Konfession konvertiert, hin und her. Bald befand sie sich in einem britischen Altenheim, dann in Italien, kurz darauf in einem Karmeliterkloster in der Nähe von London, bald als Gast in Klöstern in der Schweiz und in Deutschland. Allein auch in der katholischen Kirche fand Swetlana nicht die ersehnte geistliche Heimat. Von ihrer Entscheidung, ihr Leben hinter Klostermauern zu beschließen, rückte sie wieder ab. Im Jahr 2005 lebte sie als Sozialhilfeempfängerin zurückgezogen in einem Seniorenheim im US-Bundesstaat Wisconsin.

Dass ihre Mutter Nadjeschda, die zweite Frau des sowjetischen Diktators Stalin, württembergische Vorfahren hatte, wusste Swetlana Stalin von eben ihrer Mutter und von ihrer Großmutter Olga Allilujewa. Dank der Forschungen von Dr. Karl Stumpp lässt sich zweifelsfrei nachweisen, dass diese aus Wolfsölden, Gemeinde Affalterbach, Landkreis Ludwigsburg nach Georgien ausgewandert waren und dass die Wolfsölderin Maria Margaretha Aichholz, eine der Gründerinnen der schwäbischen Siedlung Elisabeththal bei Tiflis, die Ururgroßmutter von Nadjeschda Stalin geb. Allilujewa war. Ich denke, die Aufdeckung der genealogischen Zusammenhänge zwischen einer Wolfsöldler Familie, die zwei Jahrhunderte in dem kleinen Weiler ansässig war und erst Mitte des 20. Jahrhunderts dort erlosch, aber im nahen Backnang heute noch nachweisbar ist, und Josef Wissarionowitsch Stalin ist ein faszinierendes Unterfangen historischer Forschung. Es erweitert nicht nur unsere Kenntnisse über die Schicksale württembergischer Auswanderer und deren Nach-



Swetlana Allilujewa, die Tochter Josef Stalins, 1969 während eines Rundfunkinterviews in Washington.

kommen im fernen Georgien, sondern vermittelt auch Einblicke in die persönliche Lebenssphäre einer der dunkelsten Gestalten auf der weltpolitischen Bühne des 20. Jahrhunderts, des sowjetischen Diktators Stalin.

ANMERKUNGEN

- 1 Werst = 1,0668 Kilometer.
- 2 Zitiert nach Peter Haigis/Gert Hummel, Schwäbische Spuren im Kaukasus (Metzingen 2002) S. 223 f.
- 3 Zitiert nach Peter Haigis /Gert Hummel, Schwäbische Spuren im Kaukasus S. 222.

LITERATUR

- Allilujewa, Swetlana: Zwanzig Briefe an einen Freund. Lizenzausgabe mit Genehmigung des Verlags Fritz Molden AG, Zürich. Wien für Bertelsmann, Reinhard Mohn OHG, Gütersloh. Ohne Jahr (1968).
 Deutscher, Isaac: Stalin. Eine politische Biographie. 2. Aufl. Stuttgart 1962.
 Föll, Renate: Sehnsucht nach Jerusalem. Zur Ostwanderung schwäbischer Pietisten. Studien & Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen Bd. 23. Tübingen 2002.
 Haigis, Peter und Gert Hummel: Schwäbische Spuren im Kaukasus. Auswandererschicksale. Metzingen 2002.
 Posener, Alan: Swetlana Allilujewa. Ein schwarzes Schaf. In: Frankfurter Allgemeine, Magazin 48. Woche, 27. November 1998, Heft 978.
 Rimscha, Hans: Geschichte Russlands. Zweite, überarbeitete und erweiterte Auflage. Darmstadt 1970.
 Sauer, Paul: Affalterbach. Weg und Schicksal einer Gemeinde in 1025 Jahren. Affalterbach 1997.
 Schad, Martha: Stalins Tochter. Das Leben der Swetlana Allilujewa. Bergisch Gladbach 2005.
 Stumpp, Karl: Die deutsche Auswanderung nach Rußland 1763–1862. Stuttgart 1961.
 Stumpp, Karl: Die Auswanderung aus Deutschland nach Rußland. Stuttgart 1991.